

## Eine Heirath wider Willen.

Aus dem Russischen von R. G. Seipe.

Baron Karl Fedorowitsch v. Kraft war ein junger Mann, der zu den glänzendsten Hoffnungen berechtigt schien. Aus einer mit besonderem Vortheile begünstigten Lehrlingsherausgewandenen, war er in Staatsdienste getreten und hatte in einer der zahlreichen Petersburger Kanzleien eine Anstellung erhalten.

Der Dienst lohnte nicht allzu schwer auf ihm. Die Höflichkeit der privilegierten Schulen brauchten sich nicht mit den gemeinen Kammerarbeiten zu befassen.

Durch einen entfernten Verwandten seinem gegenwärtigen Chef empfohlen, wurde er von seiner Excellenz nicht nur mit offenen Armen empfangen, sondern auch in's Haus geladen. Karl Fedorowitsch's Karriere konnte daher als glücklich betrachtet werden, wenn er nur einigermaßen die Umstände auszunutzen verstand. An Schlußzeit aber hat es unserm Barone nie gefehlt und auf der Schulbank schon schloß er sich unter seinen Kameraden nur an die Schöne einflussreicher und hochgeachteter Persönlichkeiten an. Er verstand es, deren Freundschaft zu erwerben und sich durch dieselben Eingang in die Petersburger vornehme Welt zu verschaffen, die sogar auch einen Baron nicht leicht in ihre Kreise aufnimmt, besonders wenn ihm ein Mangel anhaftet, an dem auch Karl Fedorowitsch litt.

Er war nämlich arm. Uebrigens wußte sich unser Baron auch da zu helfen. Mit Beihilfe seiner vornehmen Kameraden war es ihm gelungen, sich weitgehenden Kredit zu verschaffen, den er in Ansehung baldiger Beförderung und einer vortheilhaften Heirath bis an die Grenze der Möglichkeit ausnützte.

Alles ging vorzüglich, da aber zog sich eine düstere Gewitterwolke über seinem Haupte zusammen.

Pawel Nikolajewitsch Obolui-Sagorjanski, der Abtheilungs-Vorstand Karl Fedorowitsch's, war Witwer, der nur eine einzige Tochter hatte, Alexandra Pawlowna, eine hübsche, neunzehnjährige Bräutlein, welche erst vor einem Jahre aus dem Pensionat in's Vaterhaus zurückgekehrt war. Man behauptete, sie bekomme eine Mitgift von einer halben Million. Waren dies auch nur Gerüchte, so schienen sie mit Rücksicht auf das ungeheure Vermögen Obolui-Sagorjanski's keineswegs unwahrscheinlich. Im Hause befand sich außerdem noch die Gesellschaftin des jungen Mädchens, ein Fräulein von etwa 30 Jahren, das aber, wenn man den jungen Frauen glaubt, schon fünfzig sei, bei dem alten Herrn sehr viel galt.

Maria Nikolajewna Schin — so hieß das Fräulein — hatte im Hause Pawel Nikolajewitsch's zur Nachbarin seiner Tochter aus dem Institut, als Beschäftigtein gelebt und war erst vom gebildeten Zeitpunkt ab zur Gesellschaftin vorgerückt.

Obolui-Sagorjanski hatte wiederholt, doch stets vergebens, den Versuch gemacht, sie an einen seiner Untergebenen zu verheirathen. Alle Bemühungen waren an dem Widerstande Maria Nikolajewna's gescheitert, die sich nicht entschließen konnte, ihre begünstigte Stellung aufzugeben.

Der elegante, junge Baron aber schien Einbruch auf dieses bisher unangenehme Herr gemacht zu haben, denn sie begünstigte ihn nämlich.

Dem alten Herrn war dies keineswegs entgangen, doch wagte er es nicht, einem Baron ohne Umstände zu beschließen, seine einzige Hausbesitzerin zu heirathen.

Zu wiederholten Malen schon hatte Obolui-Sagorjanski gesprächsweise die Bemerkung hingeworfen, Maria Nikolajewna erhalte eine Mitgift von fünfzehnhunderttausend Rubel, der Baron aber schien diese Anspielungen nicht zu verstehen oder wollte sie nicht verstehen.

Pawel Nikolajewitsch entlegte aber behäbig noch immer nicht jeder Hoffnung und empfing Karl Fedorowitsch, der ein tüchtiger Gast seines Hauses geworden war, nach wie vor mit gewinnender Herzlichkeit.

Was aber mochte den Baron anziehen? ... Etwas doch das Gesellschaftsfräulein? ... Nein, er strebte nach Höherem. Die halbe Million, welche das schöne Mädchen mitbrachte, wurde für ihn ein Magnet, dem zu widerstehen er gar nicht versuchte.

Alexandra Pawlowna blieb gegenüber den ihr dargebrachten Huldigungen des Barons auch nicht völlig unempfindlich, und schloß den Weiden entspann sich ein kleiner Roman. Nachdem das zärtliche Pärchen eine Weile geschnitten, begann es an einen Bund für's Leben zu denken.

Jetzt aber trat die Frage in den Vordergrund, in welcher Weise man das Bewerbsgesuch solle. Die Zustimmung des Vaters durfte man nicht erhoffen, denn bei aller Liebe zu seiner Tochter würde er nie in eine Verbindung mit einem untergeordneten Stellung besitzenden armen Teufel gewilligt haben. Ein Baron ohne sonstige Grundbesitzung hätte in den Augen Obolui-Sagorjanski's auch nicht viel, das wußten die jungen Leute.

Der Baron ging wie ein Verzweifelter herum, was wohl kein Wunder war, denn die Trostlosigkeit seines Gemüthszustandes ersah durch das Drängen der Gläubiger eine nicht unwesentliche Verschärfung.

In dieser nichts weniger als angenehmen Stimmung schlenderte er eines Tages am Newsky Prospekt herum, als er eine Stimme hörte, die ihn rief:

„Der Baron, sind Sie es?“

Karl Fedorowitsch wandte sich um und sah auf den zum Gise Dominik führenden Strich seinen alten Bekannten und

Jahrgang 14.

Beilage zum Nebraska Staats-Anzeiger.

No. 52.

## Der Sonntagsgast.

Freund Sergei Iwanowitsch Dobrowoln. Beide traten in's Kaffeehaus, wo sich Sergei Iwanowitsch Viqueur mit Hühnersuppe, der Baron eine Tasse Kaffee mit Kuchen geben ließ.

Nach den ersten einleitenden Gesprächen erzählte Karl Fedorowitsch mit Verschmelzung des Namens der Geliebten dem Freunde seine ganze Lebensgeschichte und fragte diesen um Rath, was er thun solle.

„Das ist sehr einfach,“ erwiderte Sergei Iwanowitsch, der in allen Rechtsangelegenheiten als geriebener bekannt war. „Sie kann mit Ihnen getraut werden, ohne auch nur einen Schritt aus dem Hause zu thun, ja sogar, während sie mit ihrem Vater beim Thee sitzt.“

„Sie müssen nur trachten — selbstverständlich mit ihrer Einwilligung — in den Besitz der Papiere Ihrer Braut zu gelangen.“ Es wird Ihnen nicht schwer werden, gegen angemessene Belohnung eine Person zu finden, die mit Ihnen zum Altar tritt und in das Kirchenbuch seinen Namen einschreibt, auf den die Urkunden lauten. Ihre wirkliche Braut wird Sie nicht wegen Strafen und der Vater es ebensovienig zu einem Scandal treiben. In dieser Weise wird sich Alles in Wohlgefallen auflösen.“

„Und wären Sie geneigt, mir in dieser Sache Ihren Beistand zu leisten?“ fragte der Baron.

„Warum nicht,“ erwiderte Iwanowitsch. „Für dreihundert Rubel mache ich Ihnen eine Person ausfindig, welche sich zu dieser Rolle versteht. ... Bringen Sie mir nur vorerst die Papiere.“

Der Baron notirte Dobrowoln's Adresse, gab diesem seine Karte und die beiden Freunde trennten sich.

Am selben Abend noch fand Karl Fedorowitsch Gelegenheit, Alexandra Pawlowna den Plan mitzutheilen. Nach langem Schwanken und erst in Folge einiger Forderungen von Seiten des Barons erklärte sich diese einverstanden. Um aber in den Besitz ihrer Papiere zu gelangen, ließ sich Alexandra Pawlowna gendigt, Marie Nikolajewna ins Vertrauen zu ziehen.

„Sie ist mir ganz ergeben und auch die gänzlich gesinnt,“ versicherte Alexandra Pawlowna. „Gewiß wird sie sich nicht weigern, uns hilfreiche Hand zu bieten.“

Der Baron war außer sich vor Freude und Entzücken.

Am darauffolgenden Morgen begab er sich zu Dobrowoln, händigte diesem dreihundert Rubel ein, mit der Bitte, für das Uebrige zu sorgen. Es währte nicht lange, so war die stellvertretende Person gefunden.

Während dieser Zeit ereignete sich im Hause Obolui-Sagorjanski's Folgendes:

Nachdem Maria Nikolajewna Geduld bis zu Ende gehet, erklärte sie sich ohne jedes Bedenken einverstanden.

„Es ist allerdings sehr gewagt,“ bemerkte sie nur, „und Ihr Vater wird sich sehr böse auf mich werden, doch vermag ich es nicht über mich zu gewinnen, Ihnen irgend etwas abzuschießen.“

Alexandra Pawlowna schloß ihre Gesellschaftin in ihre Arme.

Kurze Zeit darauf war Maria Nikolajewna schon im Cabinet des alten Herrn. In wenigen Worten theilte sie ihm den Plan seiner Tochter und des Barons mit.

„Hm!“ brummte Obolui-Sagorjanski und begann im Cabinet auf und ab zu gehen.

Einige Minuten lang herrschte Schweigen.

„Wißt du Baronin Kraft werden?“ fragte er plötzlich, vor Maria Nikolajewna stehen bleibend.

Diese wurde blutroth. Der alte Herr hatte begriffen.

Jetzt in dieses Couvert fließt der Papiere meiner Tochter keine eigenen. ... Lebende pflegen sehr zu sein und alles zu überlassen. ... Die Verantwortlichkeit für das Weitere übernehme ich,“ fuhr Pawel Nikolajewitsch fort.

Maria Nikolajewna entfernte sich. Das verheißene Couvert mit den Papieren wurde dem Baron durch Alexandra Pawlowna noch am selben Abend eingehändigt.

Der Baron verabschiedete sich früher als gewöhnlich und drückte beim Scheiden mit Innigkeit Maria Nikolajewna's Hand als stilles Zeichen seines Dankes. Die Gesellschaftin schlug erwidert die Augen zu Boden.

Karl Fedorowitsch jagte unermüdet zu Dobrowoln, dem er das empfangene Paket mit seinen eignen Papieren übergab. Sergei Iwanowitsch eröffnete seinem Freunde zu dessen nicht geringer Freude, die Trauung könnte schon am nächsten Morgen stattfinden.

Die Papiere in einigen Tagen wieder abzugeben.

Drei Tage später erhielt er eine Zuschrift, in welcher seine Verheirathung in eine eiserne Gouvernementsstadt angeordnet wurde. Im ersten Augenblicke war er betroffen, bei reiflicher Überlegung aber freute er sich sogar darüber.

„Damit ist mir der willkommenste Vorwand geboten, meine Frau zu fordern,“ sagte der Baron selbstzufrieden. „Uebrigens kann ich das auch gleich thun,“ fügte er hinzu, nachdem er auf die Uhr gesehen.

Es war halb 1 Uhr, eine Stunde, in der Obolui-Sagorjanski zu Hause zu sein pflegte.

Karl Fedorowitsch bestieg einen Wagen, holte die Papiere und fuhr zu seinem Schwiegervater.

„Nun, sind Sie mit Ihrem neuen Bestimmungsorte zufrieden?“ fragte ihn der Bureauchef.

„Ich danke ganz ergebenst, doch wünschte ich dahin in Begleitung meiner Frau zu reisen,“ sagte der Baron in bestimmtem Tone.

„Daran hindert Sie ja Niemand, wenn Sie verheirathet sind. ... Uebrigens wußte ich davon bis zu dieser Stunde kein Ständewort,“ sagte Obolui-Sagorjanski ganz verdutzt.

„Ja ich habe mich erst kürzlich verheirathet und meine Frau befindet sich in Ihrem Hause,“ fuhr der Baron fort.

„In meinem Hause?“ rief Pawel Nikolajewitsch, indem er that, als habe er nicht recht gehört.

„Allerdings. ... Hier sind die Beweise.“

Mit diesen Worten überreichte der junge Mann dem Chef seine Papiere, welche dieser langsam entfaltete und durchsah, worauf Obolui-Sagorjanski in gutem Tone sagte:

„Sie haben sich ohne Vorwissen Ihrer Bediener verheirathet und damit nicht recht gehandelt. Weßhalb aber fränkt mich, daß Sie Ihr Vorhaben sogar vor mir, Ihrem guten und aufrichtigen Freunde geheim hielten. ... vor mir, der ich gegen diese Verbindung nie den geringsten Einspruch würde erhoben haben.“

Das hatte Karl Fedorowitsch nicht erwartet und er fand eine Weile starr vor Erstaunen.

„Ich verzeihen Sie. ... meine leidenschaftliche Liebe. ...“ stammelte er endlich.

„Mein Gott, was gibt es hier zu verzeihen,“ unterbrach ihn hier Obolui-Sagorjanski. „Die Sache ist nun einmal geschehen und läßt sich nicht mehr ändern.“

Damit berührte er die Tischglocke und besah dem unmittelbar darauf eintretenden Diener: „Ich lasse Maria Nikolajewna hierher bringen.“

„Wenige Minuten später kam diese.“ Sie sollten sich schämen, meine Gnädige,“ sagte Obolui-Sagorjanski mit verstelltem Unmuth, „daß Sie vor mir, der stets ein Vater an Ihnen gehandelt, Geheimnisse hielten. ... Soeben hat mir der Baron mitgeteilt, daß er eine heimliche Ehe mit Ihnen geschlossen habe.“

Bei den letzten Worten war Obolui-Sagorjanski zu seinem feuerfesten Gelächern getreten und hatte diesen aufgesperrt.

„Hier ist Ihre Mitgift. ... fünfzehnhunderttausend Rubel,“ fuhr er dann fort, indem er ein Bündel Staatspapiere auf den Tisch legte. „Gott möge Ihnen vergeben, wie ich Ihnen vom ganzen Herzen verzeihe. ... Sie können Ihren Gatten begleiten, der ins \*f\*ge Gouvernements verweist wurde.“

Der Baron fand wie versteinert. Er verstand kein Wort von Allem dem, was er hörte.

„Aber ich habe ja nicht Maria Nikolajewna geheirathet!“ stotterte er endlich nach.

„Wohin? ... Wen denn sonst?“ fragte die Excellenz und reichte ihm die Papiere.

Karl Fedorowitsch durchblätterte sie hastig und glaubte, in den Erdboden sinken zu müssen. In der Hand hielt er den Tauffchein Maria Nikolajewna's mit dem Aufsatze, sie sei in erster Ehe mit dem Baron Karl Fedorowitsch v. Kraft kirchlich getraut worden.

Der Baron biß sich die Lippen fast blutig und warf seiner Gattin einen vorwürgenden Blick zu, die, gefassten Hauptes, mit ihrem Bedienten Staatspapiere in der Hand, beiseite stand.

Kurze Zeit darauf reiste das junge Ehepaar nach dem \*f\*gen Gouvernements ab.

## O cara memoria.

Geschmigte Uebersetzung nach dem Dänischen des Dr. A. Sniebers.

An einem September-Abend, so mild wie an den Septembern des Mittelmeeres, stand ich — eine Reihe von Jahren ist seitdem verfloßen — am Gestade der Norbier. Der See — Damus — dieses Forum der Götterwelt — war schwarz von Späzergängern. Die Gaslampen erhellten die weißen Giebel der Villen und

Restaurants des belgischen Badeortes und waren über die Badegassen hin auf den feuchten Strand und die Wellenbrecher ein jartes Licht, wie das der Mondesichel.

Auf der See herrschte Dunkel; kein Stern zeigte sich in ihr. Unten auf dem feuchten Sande des Strandes war es eben so einsam, wie auf dem Damme lebendig. Bis dorthin drangen die Klänge der herrlichen Musik, welcher die gedrängte Menge im Kurpfal und vor demselben lauschte; aber sie waren gedämpft und stimmten geheimnißvoll zu dichterischem Träumen.

Das Violoncell sang — ja es sang unter der Hand eines Meisters an diesem stillen Abend Schubert's Schlußsatz. Ich stand mit einem jungen Manne aus Deutschland, Heilmuth hieß er, schweigend und lauschte auf einem Wellenbrecher, und wir folgten im Gemüth den Worten des herrlichen Liedes: „O säh' Himmelsluft.“

Die tiefen ersten Klänge, die klangen und weinten, rührten die Seele bis in ihre innerste Tiefe. Die See schien mit uns zu lauschen, oder sie sang vielmehr mit; denn ihr rauschen bildete gleichsam den Grundton, von welchem die Melodie sich erhob. Jede Woge, die über den Steinen des Wellenbrechers sich ausbreitete, schien sich freudig emporgeschoben zu wollen, um den Melodien zuzuschlagen und dann bezaubert in den Schoß der See zurückzusinken.

Nabe bei uns erblickten wir zwei dunkle Frauen-Gestalten, die, eine an die andere gekleidet, nur ein Wesen zu sein schienen. Die Eine hatte ihre Arme um den Hals der Anderen geschlungen und verlor ihre Anklage an deren Schulter.

Heilmuth kannte Beide: eine Mutter mit ihrer Tochter.

Die Tochter lehnte sich an die Mutter und verlangte mit leidenschaftlicher Gluth nach ihr, was sie, die arme Mutter, ihr nicht geben konnte.

Ruhig, gelassen, tröstend lautete die Antwort; aber das Mädchen versank in Weh. Das traurige Herz da drinnen in der Brust hätte eine andere Sprache führen müssen, das Mutterherz, das gern seinen letzten Blutstropfen hingegossen hätte, um das Kind glücklich zu sehen.

Angela war blind und verlangte Augen, um sehen zu können!

Sehen wollte sie die endlose See, die bald sanfte bald gewaltig sich aufwühlte, die nachlässig dunkelnde aber die im Glanz geschmolzenen Goldes, in Smaragd leuchtende. Sehen wollte sie den Himmel in seinem tiefblauen Halbmond, sie, die nicht wußte, was das Himmels Blau war — die Millionen titanischen funkelnden Sterne, die nicht ahnte, was ein Diamant sein könne. Sehen wollte sie die Pracht der Blumen, die im endlosen Raum dahingeflügelten Möven, sehen den Aufstieg und Niedergang der Sonne, wenn sie im Westen feurige und farbige Landsgestalten mit Berg und Thal hervorzuwühlte, die nur von einem Engels Fuß betreten werden.

„Sich mit Augen, gib mir Augen, so sehen! Warum muß ich in ewiger Nacht durch die blühende Erde wandeln! Ich verlange nicht nach der Pracht der Menschen; ich will nur allein Gottes Wunderwerke schauen.“

Die herrlichen Töne des Cellos, welches das Lied des Verlangens und der Sehnsucht sang, hatten das Gemüth der Blinden ergötzt und ein ungesättigtes Verlangen in demselben erweckt.

Heilmuth, der mit mir die Worte vernommen, fand da, die Hand vor seinen Augen.

„Sei ruhig, Angela,“ flüsterte die Mutter, deren Haar weiß war wie der Schnee, in tiefer Bewegung. „Sei ruhig.“

Aber eine Thräne stieß sich über ihre Wangen und traupte auf die Stirn der armen Blinden, die sofort ihr Haupt erhob und einen Kuß auf der Mutter Wangen drückte.

„Verzeih, Mutter, meine nicht. Du sollst keinen Kummer haben. Ich bin nun ruhig, nur einen Augenblick habe ich vergessen, es zu sein. Vergib mir, Mutter lieb, vergib!“ Und es schien, als suchte sie durch ein Räthsel den Mutter-Kummer zu verschleuen. „Das Lied, der Klage der Seelen, hatte mich so ergriffen,“ fuhr sie fort, „und mich gleich einem bösen Geiste daran erinnert, daß auch ich etwas zu wünschen habe. ... nein, Mutter, ich habe nichts zu wünschen, nichts.“

Es ist gut so, wie es ist.“

Und feurig küßte sie ihre Mutter. Langsam verließen die beiden Arm in Arm den Wellenbrecher.

Angela war ein hübsches Mädchen von siebzehn Jahren, ihre Gestalt schlank, ihr Antlitz bleich, aber von so regelmäßigem Bogen, von so lieblichem Ausdruck, daß Jeder, der vorüberging, seine Blicke auf sie richten mußte. Und wenn er sah, daß sie blind war, suchte er aus aufrichtigem Herzen: „Weißt du?“

Wer Angela mitten unter der Menge auf dem Damus gesehen hätte, verlor für einen Augenblick seine Frömmlichkeit, seine lausliche Gemüthsstimmung. Dem sorglosen, ruhigen Leben am Strande schien etwas zu fehlen: das Mädchen hätte nicht

blind sein dürfen! Wer sie in der Kirche beten sah, war gerührt und betete innig mit ihr, daß ihr doch das Licht der Augen möge gegeben werden, und wer sie so ruhig und sanft sprechen hörte, der bewahrte den Ton in seinem Herzen.

Nicht Tage darauf verließen Mutter und Tochter den Badeort. Auch Heilmuth reiste ab; er lebte mit ihnen in die Heimath zurück. Ich verstand ihn, wenn er auch kein Wort darüber zu mir sagte; er wollte sich Angela weihen.

Wie viel Theilnahme fand die liebe Blinde, wie viel Freundschaft und Liebe! Am Bahnhof trug sie den ganzen Arm voll Blumen, die Freunde und Fremde ihr gespendet, in der Hand aber einige Blätter, die sie an die Lippen drückte.

Noch ein Gruß, ein Händedruck und der Zug führte sie, immer von Nacht umgeben, in ihre heimathliche Welt.

Jahre vergingen. Als ich in den nächsten Sommer zurück kam, dachte ich oft an die blinde Angela. Ich suchte ihren Namen in der Adelsliste, auf den Reiseführern; ich suchte ihre Gestalt unter der Menge auf dem Damus, am lustigen Strand, im Concertsaal, auf der Pflasterbrücke, welche in den See hineinreicht und zum Spaziergang „im Meer“ einladet — vergebens. Ich suchte nach Frauen, die sie gekannt; doch Niemand sprach mehr von ihr. Verschwunden, vergessen!

Allmählig erlosch die Erinnerung, weggewischt wie die Zeichen im Sande des Strandes durch die spielende Welle, wie die Jordan noch dahingeflügelte weiße Wolke von der Sonne ausgegossen wird.

Ich sah auf der Pflasterbrücke, welche die Einmündung zum Hafen schmückt. Unter mir schlugen die Wogen draußen und flüschend an das schwarze Pflaster; ich folgte der Woge, wie sie sich aufstürzte, ihren Ramm neigte, alle Farben der Gesteine annahm und endlich geräuschlos, wie die Fischerboote fahren hinaus, kleiner und kleiner werden sie, endlich nicht größer, wie Möven mit gedrehten Flügeln, bis sie im silbernen Nebel, der in der Ferne hängt, wie ein geisthafter Spuk verschwinden. Der Wind, welcher hier im Ginstir und in den Dörfern der Dünen spielt, liebkost in andern Länden die Blätter der Palmen; er kehrt zurück, um mit der Woge Hochzeit zu feiern in rasanter Freude, und mit ihr unter Krachen das schwache Baumwerk der Weidenhänge zu vernichten.

So träumte ich an der See, vornüber gebeugt über das breite, mauerfeste Gitter, auf welches Andere Abendenzeiten schreiben und schneigen, die dann wieder von Anderen verpöbelt werden.

Es wurde mir leicht auf die Schulter geschlagen, und als ich aufschau, da blühte mich ein junger Mann freundlich aus seinen blauen Augen an. Es schien ihn zu belustigen, daß ich ihn nicht erkannte.

„Heilmuth, ...“ sagte er.

„Heilmuth!“ rief ich und drückte ihm herzlich die Hand.

Und Angela? Diese Frage lag auf meinen Lippen, doch ich hielt sie zurück. Er schien so glücklich, daß ich es für ein Unrecht hielt, diesen Glückszauber mit der Frage zu drehen. Wer weiß! Vielleicht hat er sie vergessen; vielleicht hatte die Geschichte der armen Blinden einen traurigen Schluß; vielleicht ... es war besser, zu schweigen — bis später.

Nach er sagte kein Wort, welches mir Gelegenheit gegeben hätte, den bewußten Punkt zu berühren. Erst als ich Abends nachhause, sagte ich im Tone stark erregter Neugierde nur das Wortchen: „Und ...?“

„O,“ fiel er sofort ein, ein Beweis, daß er meine Frage erwartete, „o, ich weiß schon, was Sie fragen wollen. Denken Sie noch immer an sie?“

„Oft, sehr oft.“

„Nun, Sie sollen Sie sehen.“ Und fort war er.

Am Abend, als ich zwischen der wimmeln und gedankenlosen Menge schlenderte, wurde plötzlich ein Arm unter den meinen geschoben. Ich flog mit Heilmuth die Treintreppe hinab, welche zum Strande führte. Wir fanden wieder wie einst, vor vielen Jahren, auf dem Wellenbrecher.

Nie war die See so prächtig gewesen, nie so majestätisch. So weit das Auge reichte, tanzten geisthafte Flammen auf dem dunkeln Wassergerüste.

Zwei Frauen standen Arm in Arm regungslos auf dem Wellenbrecher und schienen gleich uns das herrliche Naturschauspiel zu bewundern, ein schimmerndes Nordlicht, nicht am Himmel, sondern auf der Wasseroberfläche.

„Prächtig! Prächtig!“ rief ich aus, und gab meiner Bewunderung noch weiter lauten Ausdruck.

Eine der beiden Frauen näherte sich uns schnell und streckte mir die beiden Hände entgegen. „Ich habe Sie an der Stimme erkannt,“ sagte sie, „so lange es auch her sein mag, daß ich Ihre Sprache gehört habe. Ich bin Angela, und jetzt ... jetzt sehe ich!“

Angela! Wir starrten einander die Hand; sie hielt die meine fest, bis ihre Mutter hergekommen war und nun

ihrerseits mich in derselben herzlichsten Weise begrüßte.

Heilmuth stand neben uns: „Darf ich Ihnen, bester Freund, meine Frau vorstellen?“ fragte er lustig.

Ja — Angela war seine glückliche Gattin.

„Er hat sich,“ sagte sie, „für mich geopfert. Ihm danke ich, nächst Gott, das liebe Himmelslicht. Hier gelobte er, jung und reich, sich mir, der armen Blinden, fährte mich zum Altar, um dann und allein für mich die Geheimnisse der Heilkunst zu ergründen. Und als er sich nach Jahren dieselben zu eigen gemacht, da durfte ich wieder Gottes lieben Himmel, durfte ich meine liebe Mutter und — ihn anschauen. Wie werde ich die Stunde vergeßen, wo ich zum ersten Mal ausrief: „Licht, Licht, das ist das Licht!“

Ich hatte drei Gläserchen gegeben — mein vier, denn ich war so glücklich wie sie. Ich bewunderte Heilmuth. Wahrscheinlich, es gibt doch noch edle Herzen in der Welt!

Jahre, Jahre sind seitdem verfloßen. Als ich dieses Jahr eines Abends im Casino das Cello mit innigem, seelenvollem Ton das Lied von Sverris Angen hörte, erinnerte ich mich wieder lebhaft der Blinden und sang in meinem Innern mit: „O cara memoria“, o tödliche Erinnerung!

## Ein angenehmer Gast.

Schauplay: Ein geistliches Restaurant in Berlin.

Neumann: Gestatten Sie, daß ich an Ihrem Tisch Platz nehmen darf? Schülze: Bitte, bitte!

Neumann (nach einer Pause): Sie kommen mir so bekannt vor, ich weiß nicht ...

Schülze: Da komme ich Ihnen ganz richtig vor. Sie werden wohl schon in meinem Laden Cigaretten gekauft haben. Ich bin nämlich der Cigarettenhändler Schülze vom Lindenplatz.

Neumann: Ja, ja, ja, jetzt weiß ich. Uebrigens, mein Name ist Neumann. Ja, in Ihrem Geschäft bin ich gewesen. Habe auch recht gute preiswerthe Cigaretten bekommen. Es ist wirklich schade, daß das Geschäft so verfallen liegt, da kann sich doch selten ein Kunde hinsetzen ...

Schülze: Oho, erlauben Sie, ich habe eine ausgedehnte Kundenliste, und mein Umsatz ist colossal. Das Geschäft ist ja sehr alt, ich habe Kunden, die schon zehn Jahre lang bei mir kaufen.

Neumann: Wirklich? Das freut mich. Neulich war ich bei einem Ihrer Concurrenten im Laden — er wohnt nicht weit von Ihnen, den Namen verweigere ich aus begreiflichen Gründen —

Schülze: Ich habe mehrere schätzbare Concurrenten.

Neumann: Nun ja, der sagte mir also, mit Ihnen ginge es zu Ende. Sie hätten mehr Schulden als Haare auf dem Kopfe.

Schülze (verächtlich lächelnd): Ich kann Ihnen das Gegenstück schwarz auf weiß zeigen. Sehen Sie hier, was ich das!

Neumann: Ein Depotschein der Reichsbank über 10,000 Mark auf Ihren Namen.

Schülze (triumphirend): Nun? Was sagen Sie nun? Das habe ich bis jetzt erpärt.

Neumann: Aber, mein lieber Herr Schülze, da ist es mir unbegreiflich, daß Sie in Ihrer Steuer-Reklamation von dem miserablen Gang des Geschäftes sprechen und von den steuerpflichtigen Zinsen der 10,000 Mark kein Wort erwähnen.

Schülze: Wie? Was? Neumann: Ich bin nämlich Mitglied der Steuer-Einschlagskommission Ihres Bezirks.

## Ein festes Ei.

Man schreibt der „Frankfurter Zeitung“ aus London, 23. Februar: Ein Ei des großen Alt, eines nordatlantischen Tauchervogels, von welchem seit 1844 kein lebendes Exemplar mehr angetroffen worden, kam gestern auf einer hiesigen Auktion zum Verkauf und erzielte den höchsten Preis, der je für ein Ei dieser Art bezahlt worden, 300 Guineen (3000 Mark). So viel man weiß, existiren überhaupt nur noch 88 dieser Eier, von denen 19 in Japan, 20 in Australien, 39 in England und Schottland befinden sich 48, in Frankreich 10, in Deutschland 3, in Holland und Amerika je 2 und je 1 in Dänemark, Portugal und der Schweiz. Das gestern zum Verkauf gekommene entstand in den dreißiger Jahren der britische Ornithologe Parrell von einem Fischer in Boalogue, der es zusammen mit einigen Schwanneneiern auf eine Schnur gezogen hatte und auf die Frage nach dem Preise antwortete: „Einem Franken für jedes weiße und zwei für das gefleckte.“ Nach Parrell's Tode erzielte 1856 dieses zwei Franken-Ei 21 Pfund Sterling. 1875 ging dasselbe in den Besitz des Baron d'Ammonville über, der als glücklicher Besitzer dreier anderer Exemplare dieses etwas schätzbare verkaufte ließ.

## Modern.

Herr (bei einem Eisenbahnzusammenstoß): „Warum leistet man denn hier den Verunglückten nicht sofort die nöthige Hilfe?“ Arbeiter: „Wir warten nur auf den Photographen!“

## Vom Regen in die Traufe.

„Aber, liebes Kind, jeden Abend, wenn ich heimkomme, quälst Du mich um einen neuen Sommermantel.“ Hast Du denn gar keinen Sinn für etwas Anderes?

„O ja, ein neues Kleid brauch ich auch!“